

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 268. Bromberg, den 7. Dezember 1928.

Sir Michaels Abenteuer.

Roman von **K. R. G. Browne.**

(9. Fortsetzung.)

Der schafartige Mann atmete eine Weile tief und der schmerzliche Ausdruck seines Gesichtes, hervorgerufen durch den Zusammenstoß seines Wagens mit dem Volant, schwand.

„Jetzt ist es besser“, sagte er. „Wissen Sie, ich kenne mich mit Autos nicht recht aus, — das heißt, eigentlich kenne ich mich gar nicht aus. Aber meine Frau sagt, ich muß mich üben — hoffentlich habe ich Ihren Wagen nicht sehr beschädigt. Ich bin heute abend ausgefahren, um Umschalten zu üben, denn, — ach sehen Sie nur Ihr Vorderrad!“

„Schauen Sie Ihre Laternen an!“

„Aber mit so einem Rad“, sagte der untüchtige Herr, „kann der Wagen doch nicht fahren, wie?“

„Gewiß nicht.“

„Also, was — ja die Laternen werden auch erneuert werden müssen. Ich fürchte, meine Frau wird recht — —“

„Ist hier in der Nähe eine Autowerkstätte“, unterbrach ihn Mr. Moon, der von diesem, wenn auch liebenswürdigen, so doch nutzlosen Geplauder genug hatte.

„Eine Autowerkstätte? Ja, das heißt, ich glaube wohl, daß in Sharrowby eine sein wird. Ich habe sie nie gesehen, denn Simpson macht bei uns alle diese Sachen — aber dieses Rad werden Sie wohl heute abends nicht mehr richten, wie?“

„Ich halte das für höchst unwahrscheinlich.“

„Dann müssen Sie mit mir kommen. Ich wohne hier ganz in der Nähe. Zum Essen, wissen Sie, und Sie werden wohl auch bei uns übernachten müssen; es war doch alles nur meine Schuld. Ich hätte tuten sollen, aber auch wenn ich getutet hätte, hätten Sie nirgends ausweichen können, nicht wahr? Also ich bestehe darauf, Sie müssen mit mir nach Hause kommen.“

„Vielen Dank, aber — es geht wohl kein Zug von diesem verfl — von diesem Ort heute abends noch ab?“

„Ein Zug?“ wiederholte der Schafsgesichtige in einem Ton, als sei das überhaupt zu viel verlangt. „Oh nein, Zug gibt es sicher keinen mehr. Nein, nein, Sie müssen zu mir kommen, ich bestehe darauf. Mein Name ist Bytheway, Herbert Bytheway.“

Mr. Moon überlegte kurz. Schließlich warum nicht? Essen mußte er irgendwo, also warum nicht bei diesem sonderbaren Menschen, dem Urheber des ganzen Mißgeschicks?

„Danke sehr“, sagte er. „Sehr freundlich von Ihnen. Mein Name ist Moon.“

„So ists recht“, sagte Mr. Bytheway. „Mein Haus ist gleich um die Ecke. Ich werde Simpson sagen, er soll sich um Ihren Wagen kümmern — da man nicht mit ihm fahren kann, ist er ja hier einstweilen in Sicherheit.“ Er ging zu seinem Wagen und zögerte, einen Fuß schon am Trittbrett, „Ach — möchten Sie nicht vielleicht fahren, bitte? Ich bin etwas verwirrt — —“

Mr. Moon nickte und schwang sich auf den Führersitz. Der große Wagen umfuhr in einem Bogen den Schauplatz der Katastrophe und rollte den Seitenweg hinunter, während der Wegweiser und das Coupé ihre Ansichten über die Torheit der Menschen austauschen konnten.

Neues Kapitel.

Eine Dame bekommt einen Schrecken.

Der Abend war still und friedlich. Aus den Schornsteinen von Sharrowby stiegen dünne Rauchwolken zum Himmel empor. In den Bäumen des Parkes von Lindleyhaus rüsteten die Vöglein zum Schlafen. Mit einem Wort es war ein schöner Abend, der auf einen schönen Tag folgte.

Mr. Georg Cherry, wie er so auf der breiten Terrasse auf und ab ging, sah aus wie einer, der mit der ganzen Welt in Frieden lebt. Sein Auge leuchtete vor guter Laune, sein Schritt war elastisch, er warf öfter einen anerkennenden Blick auf die lächelnde Landschaft. Mr. Cherry war mit sich zufrieden. Von seinem Standpunkt aus besehen ging alles gut. Jede Stunde sah ihn fester im Schoße der Familie Bytheway gebettet. Mrs Bytheway versuchte gar nicht ihre Ansicht, er sei ihr vom Himmel gesandt, zu verbergen, Mr. Bytheway hatte ihm seinen Zigarrenkasten und den Whisky zur freien Verfügung gestellt und Harold hatte den ganzen Nachmittag Poker mit ihm gespielt.

Diesem letzten Umstand war nicht wenig von Mr. Cherrys guter Laune zu verdanken. Harold, der schon einigemale Poker gespielt hatte, war von seiner Kenntnis aller feinen Nuancen dieses Spieles durchdrungen und Mr. Cherry, dessen jährliches Einkommen zu einem Drittel aus solchen Quellen floß, hatte sich sehr bemüht, den Jüngling in seinem Glauben zu bestärken. Das Resultat war, daß Mr. Cherrys Tasche gegenwärtig nicht nur Harolds sämtliches Bargeld beherbergte, sondern auch einen ganz netten Scheck, sowie Schuldzettel auf einen Betrag, den Harold nie hoffen konnte zu bezahlen. Mr. Cherry war sehr zufrieden, denn solche kleinen Erfolge bereiteten einem oft mehr Freude als große Unternehmungen.

Mr. Cherry, mit Harolds Geld in der Tasche klimpernd, hatte das Ende der Terrasse erreicht und blieb stehen, um die Landschaft mit wohlwollenden Blicken zu betrachten. Er strahlte noch immer Wohlwollen aus, als eine Stimme an sein Ohr drang.

„Schöner Abend“, sagte die Stimme.

Mr. Cherry wandte sich um. Einen Schritt vor ihm stand Mr. Bytheways neuer Sekretär, die Hände in den Taschen, ein Lächeln auf den offenen Zügen.

„Hallo“, sagte Mr. Cherry liebenswürdig. „Ja, prachtvoll, nicht wahr?“

Innerlich freute er sich der Gelgenheit, diesen James näher zu betrachten. Die andern Mitglieder des Haushalts raubten ihm nicht den Schlaf, die hatte er schon lang gemessen und erledigt. Mit dem Sekretär hatte er jedoch noch keine Gelegenheit zu sprechen gehabt und er war ihm daher noch eine unbekannte Größe. Unbekannte Größen aber mochte Mr. Cherry nicht.

Mike war ebenso erfreut, sich mit seinem Stellvertreter allein zu befinden. Seit gestern abend waren seine Versuche, den Kerl allein für sich in eine Ecke zu bekommen, an Mrs. Bytheways rührender Anhänglichkeit an ihrem neuen Liebling gescheitert. Sie klammerte sich an ihn, wie der Efeu an die Mauer oder der arme Verwandte an den reichen Onkel. Außerdem hatte sich Mr. Bytheway plötzlich entschlossen, seine Markensammlung neu zu katalogisieren und Mikes Hilfe dabei verlangt. Augenblicklich aber war Mr. Bytheway mit dem Auto weggefahren — seine Daumenverletzung hatte sich als ganz geringfügig herausgestellt — und Mike hatte sich seiner Begleitung mit der Ausrede von Kopfschmerzen entzogen; Harold war in eigener Angelegenheit abwesend und Mrs. Bytheway war in den Küchenregionen, wo das Ausbleiben des Bratens Schwierigkeiten verursacht hatte,

vollauf beschäftigt. Mike und sein Doppelgänger hatten augenblicklich das Feld für sich.

„Herrlicher Besitz das", begann Mr. Cherry die Unterhaltung.

„Jawohl", stimmte Mike zu, „aber Ihrer ist mir beinahe noch lieber?"

„Meiner?"

„Hatton Hall bei Leeds, nicht? Ich habe es einmal besucht."

Mr. Cherry lächelte. Er hatte nicht umsonst eine lange, eifrige Lehrzeit hinter sich und wußte in allen Adelskalendern gut Bescheid. Bevor er gestern abends zu Bett gegangen, hatte er alle nötigen Informationen über die gegenwärtig von ihm verkörperte Person aus Burkes Hofkalender bezogen.

„Sie müssen jemand anderen im Sinn haben, denke ich", bemerkte er freundlich. „Mein Gut ist nur etwa 40 Kilometer von hier entfernt, bei Hurstover. King's Fortune heißt es."

Mike unterdrückte ein bewunderndes Grinsen; er zweifelte, es selbst besser zu können.

„Ach wirklich? Dummer Irrtum von mir. Wie herrlich Mrs Glossop heute Abend riecht", fügte er rasch hinzu, als wolle er eine Ungeschicklichkeit bemänteln.

Mr. Cherry starrte ihn an.

„Mrs. Glossop?"

„Diese Rosen dort", erklärte Mike hindeutend. „Komischer Name für eine Rose, nicht?"

„Was uns Rose heißt", murmelte Mr. Cherry natürlich, „wie es auch hieße, würde lieblich duften."

Mike schaute nachdenklich in den Sonnenuntergang.

„Zweifellos", stimmte er zu. „Nichtsdestoweniger bin ich nicht überzeugt davon, daß ein Baron, wie er auch hieße, für Mrs. Bytheway lieblich duften würde."

Mr. Cherry fuhr unmerklich zusammen.

„Ich verstehe nicht recht", sagte er.

„Nicht? Dann reden wir von etwas anderem, zum Beispiel von Wölfen im Schafspelz oder Bettlern zu Pferde oder Esel in der Löwenhaut oder so etwas dergleichen. Apropos, sagen Sie mir doch — nicht unbedingt zum Zweck der Veröffentlichung, aber als Beweis guten Glaubens — wer sind Sie eigentlich?"

Es ist merkwürdig, wie ein paar kurze Sätze eines Menschen Ansicht von der Welt gründlich verändern können! Der Abend war noch immer still und friedlich, die Vöglein zwitscherten in den Zweigen, die ganze Natur lächelte weiter. Was aber Mr. Cherry betraf, hätte es seinethalben ein regnerischer Sonntag in Glasgow sein können!

Es geschieht schon manchmal so im Leben, das Schicksal lauert mit einem Schläger gleich um die Ecke. Gerade, wenn wir den Erfolg zu fassen glauben, wird er uns jäh entrissen. Dieser Gedanke, wenn auch nicht so schön ausgedrückt, schoß jetzt Mr. Cherry durch den Kopf. Schon oft hatte er sich in einer Lage befunden, die rasches Denken erforderte, wenn auch nie so schnelle Entschlüsse wie jetzt. Er begann so intensiv nachzudenken, daß man es beinahe hörte.

„Was soll das heißen?" fragte er, um Zeit zu gewinnen.

Mike wendete sich an den Rosenstrauch.

„Er bleibt dabei, Mrs. Glossop. Gegen jedes Wahrscheinlichkeitsgesetz und mit einer Mißachtung der Wahrheit, die uns tief schmerzt, bleibt er dabei. Sie, Mrs. Glossop, und ich, wir wissen, daß er nicht Sir Michael Fairlie ist. Er weiß es auch. Anderseits weiß er, wer er wirklich ist, was wir nicht wissen. Aber wir werden es erfahren, Mrs. Glossop, bestimmt werden wir es erfahren."

„Hören Sie," sagte Mr. Cherry rauh, „ich weiß nicht, wo Sie hinaus wollen. Wollen Sie andeuten, daß ich nicht Sir Michael Fairlie bin? Nun, fragen Sie wen Sie wollen vom Haus!"

„Wir deuten nie an, Mrs. Glossop, nicht wahr? Das ist unmanierlich. Und was würde es uns nützen, jemanden vom Haus zu fragen, da ihn doch niemand hier gekannt hat, ehe er den Handkoffer fand?"

Dieser Schuß traf ins Schwarze; Mike hatte während des Tages Gelegenheit gefunden, in Mr. Cherrys Zimmer zu schlüpfen, den Koffer zu inspizieren und ihn als sein Eigentum zu erkennen. Mr. Cherry fuhr in die Höhe, als habe ihn eine Hornisse gestochen, seine Augen schienen herauszufallen, er riß den Mund auf.

„Woher wissen Sie — —" begann er und hielt zu spät inne.

Mike winkte leicht abwehrend.

„Diese Sachen erfährt man eben so. Nein, nein" — als Mr. Cherry wieder reden wollte — „ersparen Sie mir Ihre Beteuerungen, bitte. Nachdem die Tatsache nun endgültig festgestellt ist, daß Sie das nicht sind, wofür Sie sich ausgeben, bleibt jetzt nur mehr übrig zu erfahren, was Sie eigentlich sind."

Mr. Cherry, der die augenblicklich unbritische Eigenschaft besaß, zu wissen, wann er geschlagen war, gewann mit einiger Anstrengung seine gewöhnliche Selbstbeherrschung zurück.

„Nun, nun", bemerkte er leichthin. „Das ist ja recht unangenehm. Darf ich fragen, wieso Sie all dies wissen?"

„Sie dürfen fragen. Ich weiß all dies, weil ich Sir Michael Fairlie kenne."

Mr. Cherry fuhr abermals zusammen.

„Zum Kuckuck hinein! Da soll einen gleich der Teufel holen! So ein verdammtes Pech — —" Er brütete eine Weile über diese Widrigkeit des Schicksals; dann fragte er neugierig: „Sieht er mir gar nicht ähnlich?"

„Gott sei Dank, weder moralisch noch physisch."

Ein plötzlicher Gedanke durchfuhr Mr. Cherry, dessen Hirn deshalb, weil das Spiel verloren schien, nicht aufgehört hatte, zu arbeiten.

„Wenn Sie Fairlie kennen, haben Sie ja gestern schon alles gewußt. Warum haben Sie es nicht verraten?"

Nun war es an Mike, verlegen zu werden. Denn wenn er es recht überlegte, wurde es ihm klar, daß er auch jetzt noch nicht wünschte, es zu verraten. Er sah, daß er in dem Bestreben, diesen Betrüger zu erschrecken, nun in eine etwas schwierige Situation geraten war, denn wenn es auch keinen stichhaltigen Grund gab, den Kerl nicht öffentlich bloßzustellen, hatte er augenblicklich doch gar keine Lust dazu.

Seit dem gestrigen Abend hatte er mit Anne nur ein paar hastige Worte wechseln können, da die junge Dame seit Mittag auf einem Autoausflug mit Mrs. Bytheway, Mr. Cherry und der kleinen Violet gewesen war. Wenn Mike jetzt die Tatsache enthüllte, würde das im Hause Bytheway einen solchen Aufruhr verursachen, daß es seine Werbung ernstlich behindern konnte. Sobald er als der echte Sir Michael enthüllt dastand, war es höchstwahrscheinlich, daß er keine Gelegenheit mehr bekommen würde, mit seiner Herzensdame allein zu sprechen. Auch würde in diesem Fall der Betrüger ungestraft entkommen, denn Bytheways würden den kaum die Polizei herbeirufen und ihre Leichtgläubigkeit eingestehen. Was sehr bedauerlich wäre, denn wer sich einen würdigen Namen für einen unwürdigen Zweck ausborgt, verdient eine ganz ausgesuchte Strafe.

Während er so überlegte, fühlte er plötzlich Mr. Cherrys durchdringenden Blick auf sich gerichtet, was seine Verlegenheit noch steigerte.

„Weil — ah — weil — ich meine Gründe hatte", erwiderte er endlich nicht überzeugend.

„So, so", sagte Mr. Cherry. „Aber jetzt werden Sie die Mine springen lassen, nehme ich an? Verzeihen Sie meine Neugierde, aber es interessiert mich begreiflicherweise."

„Das hängt davon ab —" sagte Mike so undurchdringlich es ihm möglich war.

Eine kurze Pause entstand.

„Es scheint mir," sagte Mr. Cherry dann in einem Tone, als sei er der Wahrheitsapostel und Mike das verirrte Schaf, „daß da nicht alles ganz richtig ist. Sie kommen daher und sagen, Sie wissen, daß ich nicht Fairlie bin, aber Sie werden es niemandem erzählen. Das ist ja riesig lieb von Ihnen, aber es schaut mir etwas verdächtig aus."

„Das ist schon möglich", sagte Mike.

Mr. Cherry zündete sich nachdenklich eine Zigarette an. Nun die Gefahr einer augenblicklichen Bloßstellung geschwunden schien, war er wieder vollständig Herr seiner selbst. Mikes Haltung war ihm rätselhaft und er bemühte sich, ihr auf den Grund zu kommen. Nun ist es für unredliche Menschen bezeichnend, daß sie beim geringsten Anlaß auch bei anderen Unredlichkeit vermuten, und wenn ein Mann wie Mr. Cherry nach Gründen sucht, so sucht er instinktiv nach schimpflichen. Warum, fragte sich Mr. Cherry, klagt mich dieser Kerl von einem Sekretär nicht vor dem ganzen Haushalt an? Alle Zeichen scheinen darauf hinzudeuten, daß der Kerl selbst ein gewagtes Spiel spielte, und zwar eines, das durch Mr. Cherrys Bloßstellung gefährdet würde.

Diese Annahme wurde durch die Tatsache verstärkt, daß dieser sogenannte Sekretär nicht im mindesten wie ein Sekretär aussah, wenn man ihn näher betrachtete. Er sah vielmehr nach frischer Luft und sportlicher Betätigung aus, hatte überhaupt beneidenswert entwickelte Muskeln und eine prachtvolle Gestalt. Er paßte jedenfalls besser in den Sattel, als auf einen Schreibtischstuhl. Mr. Cherry wunderte sich nur, daß ihm das nicht gleich aufgefallen war. Nein, das war kein Sekretär!

Mr. Cherry warf seine Zigarette weg, trat vor und gab dem überraschten Mike einen kleinen Rippenstoß.

„Also, sagen Sie einmal," begann er munter, „was suchen eigentlich Sie hier?"

„Wie?" sagte Mike.

„Packen Sie die Unschuldsmiene nur ein!" empfahl Mr. Cherry, dessen Ausdrücke in der Aufregung etwas von ihrer

sonstigen Gewähltheit einbüßten. „Sie haben einen Grund, warum Sie mich nicht vor der gesamten Familie bloßstellen, und ich möchte mein letztes Hemd verwetten, daß die sich glücklich schätzen würde, diesen Grund zu erfahren. Wenn Sie ein Sekretär sind, dann bin ich ein Schweizer Admiral! Ich bin nicht von heute und weiß verflucht gut, daß Sie nicht wegen meiner schönen Augen Ihren Mund versiegeln. Jetzt hab' ich Sie zum erstenmal ordentlich angeschaut und mich interessiert sozusagen, was ich da sehe. Also schießen Sie los!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Adventsreiter kommen.

Von Gerhard v. Gottberg.

Die Adventsreiter jagen durchs Land! Wer hörte nicht schon von ihnen — damals als wir Kinder waren und Mutter oder Großmutter uns leise erzählten. In aller Heimat ist ja einer von ihnen zu Hause, sei es droben im Gebirge oder unten in den fruchtbaren Niederungen der Ebenen. Und jeder hat sein eigenes kleines Reich, seinen Volksstamm, dem er Herrscher, Mahner und Vorbote kommender Weihnacht ist.

Schneeflocken wirbeln; am Vorabend des ersten Advents bläst der Sturm von Norden. Zur Mitternachtsstunde aber wird es klar. Eine Sternschnuppe fällt dann, sprüht in tausend feurigen Perlen, öffnet einen hell gleißenden Mondpfad, da die Adventsreiter zur Erde hinab jagen. Drunten trennen sie sich; ein jeder reitet seinem Lande zu, ein jeder rüstet sich zu seiner besonderen Bestimmung — zum Adventstag, zu St. Thomas oder zu Niklas.

Am ersten Advent erklingen zur Mitternacht aus den Seen Pommerns wunderfeine Glockentöne. „Der Weiße Reiter kommt!" flüstern die Fischer und wenden ihre Boote zur Heimfahrt. Sie wissen, wenn drunten die Kirchglocken versunkener Städte aufbrausen, soll kein Kahn über ihnen die Wasser durchfurchen; denn ehe die Heilige Nacht kommt, wird der sterben, der die Hand am Steuer hatte. — Auch im Binnenland Pommerns jagt der Weiße Reiter, er reitet einen Schimmel mit roten Augen und roten Nüstern und trägt einen Fellmantel, mit silbernen Glöckchen behangen. Wenn er durch die Dörfer braust, soll man die Pferde zur Ader lassen, sagen alte Bauern, dann bleiben die Tiere ein ganzes Jahr gesund. Auch das Vieh muß man in jener Nacht putzen, denn der Knecht, der es nicht tut, bricht noch vor'm Christfest das Bein.

In Mecklenburg geistert zur selben Zeit Herr Rummelmann in seinem Revier. An die Kirchpforten bindet er sein Pferd. Man soll nicht dorthin sehen, denn des leuchtenden Rosses Anblick läßt der Menschen Augen erblinden. Der Rummelmann aber tritt zur Zwölfuhrstunde in die Spinnstuben, ergreift eine Maid zum Tanze. Sie wird, ehe noch drei Monde vergehen, vom besten Burschen des Dorfes gefreit.

Der Sunneklaus erscheint in Friesland zum Niklastage. Er hat zwei Federwische an der Pelzmütze und läßt seinen Schimmel weitab draußen in der Einöde. Wenn er aber geritten kommt, gibt es schlimme Ernte und Deichbruch. Sonst ist er ein guter Geselle. Man singt ihm entgegen:

„Sunneklas, du hilge Mann,
Treckst de besten Steebeln an.
Gifft lütte Kinners veele Freud,
Hest Appels ok vor grote Leut."

Die ganz Schlauen singen jedoch nicht mit, sondern eilen hinaus zu den Koppeln, wo in der Mitternacht die glitzernde Wunderblume blühen soll. Wer sie findet, der braucht nur nachzugraben und wird große Schätze entdecken. Aber es gibt auch noch einen anderen Weg zum Reichtum. Man muß einen leeren Sarg dreimal zur Mitternachtszeit um die Kirche tragen. Doch er ist schwer; denn die Seelen Unerlöster hängen sich an ihn.

In Thüringen regiert der krumbe Knecht Ruprecht. Er wird oft schon zum 30. November sichtbar. Seine Pelzmütze ist rot. Seinen Sack mit Äpfeln und Nüssen schleppt er auf dem Rücken; er hat eine Rute zur Hand. Er lebt fast allein den Kindern, und wehe ihnen, wenn sie nicht artig sind oder nicht beten können.

Auch in Schlesien reitet schon am 30. November der Adventsjäger ein. Er sendet die drei „Witten" voraus. Das sind seltsame Gestalten, die Ausschau halten, ob man auch in den Stuben getreulich beim Bleigießen und Nußschalenschwimmen sitzt. Das ist für die Deerns besonders wichtig; denn jeder Bursch und jede Maid haben im Wassertrog ihr Lichtchen in einer Nußschale. Aus den Befragern der Nußschalen, die sich zuerst berühren, wird ein Paar. Ganz neugierige Braunzöpfe aber laufen zur Mitternacht hinaus und schütteln eine Tanne. Dann kommt der Adventsreiter mit der güldenen Eule und kündet Zukunft.

Die Feien treiben in der Mark zu jener Zeit ihr Unwesen. Kuhglocken führen sie mit sich, und ein blutroter Eber folgt ihren Spuren. Man soll beten, wenn sie kommen; denn sie sind ungut und bringen Krankheit ins Haus. Ihnen aber folgt der Christreiter, der hilfreich und gut ist und aller Sorgenden Kummer wendet. Auf seines Rosses Spuren blüht mitten im Schnee „Männertreu". Die Mädchen, welche die blauen Blumen pflücken, werden glücklich im Leben.

In Niedersachsen teilen sich gleich etliche Reiter in die Gefilde, da sind der Bullerklas, der Ascheklas und der Perdsklas; ihnen folgt noch der Rauhknecht mit dem gespenstischen Auerochsen. Sie ziehen brummend und grollend durchs Land, mahnen und schelten. Doch klopfen sie nur an die Türen, wo Ungehorsam, Aufbegehr und Unfried herrschen. Zur Wintersonnenwende ist ihre Macht gebrochen, dann müssen sie fliehen; denn es wird hell auf Erden, und Licht können sie nicht vertragen.

Am Rhein und in den Niederlanden herrscht St. Niklas am 6. Dezember. Er ist ein gar frommer und vornehmer Herr, reitet auf prächtigem Pferde über die Dächer und klopft an alle Türen. Den Frommen spendet er gute Gaben, die ein buckliger Mohr hinter ihm herträgt. Den Kindern aber, die abends Hafer oder Zucker für sein Pferd an den Schornstein legen, läßt er viel herrliche Glitzersachen vor die Bettchen bauen.

Droben in Schweden steigt der Niklasbär in der Nacht zum 6. Dezember zu Tale. Er hat einen güldenen Kranz auf dem Kopf und ist ein gutmütiger Freund. Er geht zu den armen Kindern und bringt ihnen kleine Schätze. Wenn sie Hunger haben und fromm sind, nimmt er sie gar mit in die Einöden seiner Berge, wo die Goldmännlein an der Menschen Schicksalen weben.

Wenn die Wintersonnwende beginnt, jagen die Adventsreiter von dannen. Ihre Zeit ist um und ihre Macht zu Ende; denn Weihnachtsglocken werden bald schwingen, von der großen Menschkündung jubeln und brausen. Da ist für die Gespenstergestalten kein Platz mehr auf Erden.

Bauern auf der Bärenjagd.

Skizze von F. W. von Gornenburg.

An die Berge nördlich von Chodotskaja werde ich noch lange denken. Anfang März unternahm ich, da uns der Winter in der Öde des Baikal immer mehr auf die Nerven ging, mit einem Freunde einen Vorstoß in die Berge. Wir hofften, mit Hilfe unserer Laikirs, zweier sibirischer Fährtenhunde, ein Bärenlager ausfindig zu machen. Bären gab es mehr als genug, wenn wir den Fischern am südlichen Baikal Glauben schenken durften. Bauern und Fischer hatten uns, so oft wir sie trafen, die Ohren voll gesungen von den zahllosen Überfällen der Bären im vergangenen Sommer und Herbst. Mehr als hundert Stück Vieh waren in verhältnismäßig kleinem Umkreise gerissen worden und sogar mehrere Menschenleben zu beklagen.

Das mag dem Bärenjäger der Karpathen oder des europäischen Rußland unglaublich klingen, denn der Bär greift in diesen Gebieten nur in der größten Gefahr einen Menschen an und flüchtet selbst dann in den meisten Fällen, wenn er angeschossen ist. Anders der sibirische Bär, der seinem ganzen Charakter nach ungleich bösartiger und gefährlicher ist. Den Jäger nimmt er fast stets an, und in Hungerjahren, besonders nach großen Taigabränden, denen zahlloses Wild zum Opfer fällt, gehören Überfälle auf Menschen durchaus nicht zu den Seltenheiten. In der Nähe von Chanda hörten wir beispielsweise im Frühjahr von einem scheinbar uralten Bären, der mindestens ein Dutzend Menschenleben auf dem Gewissen haben sollte, und wir wurden bestürmt, dem Mordgesellen, der die ganze Gegend unsicher machte, zu Leibe zu gehen. Wir hatten dann auch eine ganze Woche lang auf den Menschenfresser Jagd gemacht, leider ohne Erfolg. Kriegs- und Nachkriegszeit mit ihren Folgen haben die Bären, weit mehr allerdings noch die Wölfe, zu einer furchtbaren Landplage werden lassen.

Nun stapften wir über den glashart gefrorenen Schnee. Der Tag war herrlich klar; wolkenlos spannte sich der Himmel über die zerrissenen Wände der Baikalberge und -schluchten, durch deren feierliches Schweigen wir unseren Weg suchten.

Plötzlich blieben unsere Hunde stehen, unruhig eine Fährte abwindend, die wir wie einen Doppelstrich vor uns laufen sahen, von dem Bergrücken zur Linken kommend und

weiter nach vorn führend, wo sie in die Taiga wies, die sich vor uns wie eine schwarze, schneeüberhangene Wand erhob. Als wir näher kamen, erkannten wir zwei menschliche Fährten, von dicken Walinkis offensichtlich vor kurzem erst getreten. Wer konnte das sein? Neugierig folgten wir, um so mehr, als wir ohnehin in die Taiga wollten, wo wir hoffen durften, daß uns die Laikis eine Berloga, ein Bären-

Nach einer halben Stunde war der Wald erreicht, ein dichter Fichten- und Espenwald mit vereinzelten uralten Zedern und vielem Unterholz. Die Fährte lief in fast gerader Richtung vor uns her. Eine weitere Viertelstunde verging, ohne daß wir irgend etwas Besonderes zu sehen oder zu hören vermochten. Dann bogen die Spuren um einen Bergvorsprung; Felsen und Geröll begannen den Marsch zu erschweren; langsam ging es weiter.

Da ertönte plötzlich dicht vor uns ein dumpfer, weithin hallender Schuß, den das Echo der Berge ringsum viele Male dröhnend wiederholte. Mit einem Schlage fuhren wir aus den Träumereien und verstohlenen Vermutungen auf. Kein Zweifel, wir hatten Jäger vor uns, vielleicht, wahrscheinlich sogar Bärenjäger. Wir stürmten vorwärts, den Laikis nach, die auf den Schuß hin schon an uns vorbei sausten und um die vor uns liegende Felswand verschwanden. Ihr wilder, kläffender Hals wurde hörbar. Kein Zweifel mehr, das war ein Bär.

Atemlos stürzten wir durch den Schnee, über Felsen und durch peitschendes Unterholz. Jetzt war die Felswand erreicht, ein paar Sprünge noch — und wir prallten zurück: kaum drei Schritte vor uns stand der Bär auf den Hinterpranken, ein riesiges Tier, mit einem so dunklen, geradezu schwarzen Fell, wie ich es bis dahin noch nie gesehen hatte. Er zeigte uns seine linke Seite, so daß wir nur für einen Augenblick, als er den plumpen Kopf nach uns wandte, seine vor Wut und Schmerz rot glühenden Augen sahen. Die Gehöre waren zurück gelegt, die Nase hoch geworfen und das schwarze Haar des Rückens drohend gesträubt.

Jetzt erst, nach unserer ersten Verblüffung, als wir uns von dem jähen Schreck, dem Bären fast in die Arme gelaufen zu sein, erholt hatten, sahen wir, daß ein Speer dem Bären in der Brust stak, auf dessen langen Schaft die Bestie unter wütendem Gebrumm schlug. Das untere Ende des langen Eschenstabes bohrte sich in den Schnee und machte ihr das Vorwärtskommen unmöglich.

Wir sprangen ein paar Schritte zurück. Nun sahen wir auch den Schützen. Links von uns, etwa zehn Schritt von dem vor Schmerz und Wut stöhnenden Bären, stand ein Bauer, mit fliegenden Händen bemüht, seinen eben abgeschossenen, unmöglichen Vorderlader zu laden, indes sein Gefährte auf einer hochstämmigen Espe saß und wilde Schreie der Anfeuerung und der Angst ausstieß.

Jetzt hatte uns der im Baum sitzende Bauer entdeckt und schrie uns Unverständliches zu. Wahrscheinlich, daß wir schießen sollten.

Da brach der Schaft des Speeres durch, ein kaum meterlanges Stück blieb stecken. Langsam, noch immer von den Laikis wütend umkläfft, tappte der Bär vorwärts, indes er mit den Pranken nach dem zerbrochenen Speerschaft schlug, der aus seiner Brust ragte und hin und her pendelte. Jetzt wurde es ernst. Der Bauer warf sein immer noch nicht schußfertiges Gewehr weg und floh in langen Sätzen nach einem Baum. Es war höchste Zeit. Fast gleichzeitig krachten unsere Büchsen. Der Bär machte eine leichte Wendung nach uns, stieß ein kurzes „Ach!" aus, die Laikis sprangen von neuem an ihm hoch, bissen sich an ihm fest, und nun brach das Tier, wie von dem Ansturm und dem Gewicht der Hunde umgeworfen, zusammen.

Aus dem Espenstamm ertönte ein wildes Freudengeschrei, dann kam der Held mit einem Plumps in den Schnee herunter und stürzte mit seinem Gefährten auf uns zu.

Nun erfuhren wir Näheres über die unglaublich gewagte, tollkühne Jagdart der Sibiriaken. Mit der Lanze und einem meist vorsintflutlichen Gewehr ausgerüstet, ziehen sie an das Bärenlager, stochern „Michael Iwanowitsch" heraus, reizen ihn, bis er sich erhebt, und rennen ihm dann mit aller Wucht den Speer in den Leib oder in die Brust. Der Speerträger flüchtet dann schleunigst, und während der Bär, durch die Stange am Vorwärtskommen verhindert, die ihn rasend peinigende Lanze aus seinem Körper zu entfernen versucht, bringt der Gewehrträger seine Kugel an. Das geht in den meisten Fällen gut, um so mehr, als der Schaft den Bären oft solange aufhält, daß ein zweiter — manchmal auch ein dritter — Schuß möglich ist. Oft kommt es aber auch vor, daß die angeschossene Bestie einen oder gar die beiden wagemutigen Jäger zerreißt.

Die Beute überließen wir den Bauern. Wir haben es nicht bereut, denn sie verrieten uns zum Dank dafür zwei andere, kaum vier Stunden weit entfernte Lager, die wir am anderen Tage erfolgreich angingen.



Bunte Chronik



*** Der verhinderte Bräutigam.** Renzo Garatti, ein junger Arbeiter in Turin, und seine kleine Lucia wollten heiraten. Alle Vorbereitungen zur Hochzeit waren getroffen, und gerade zur rechten Zeit wurde auch der neue Anzug fertig, den Renzo sich zu dem festlichen Tage hatte bauen lassen. Am Tage vor der Hochzeit begab sich der junge Mann mit dem Anzug zu seiner Braut, um ihr das funkelnagelneue Prachtstück zu zeigen. Man verplauderte den Nachmittag und den Abend, und plötzlich bemerkte der Bräutigam, daß es höchste Zeit sei, aufzubrechen, wenn er die letzte Straßenbahn zu seiner ziemlich weit entfernten Behausung noch erreichen wollte. Flüchtig wurde der neue Anzug wieder eingewickelt, ein rascher Abschied folgte, und Renzo stürzte davon. Gerade erreichte er noch die schon anfahrende Straßenbahn, sprang hinauf und — gerade einem Schutzmann in die Arme, der ihn alsbald wegen Übertretung der Verkehrsvorschriften aufschrieb. Einen Ausweis hatte Renzo nicht bei sich, infolge des raschen Laufs machte er einen aufgeregten Eindruck, dazu kam der schlecht in Papier gewickelte neue Anzug, alles zusammen Grund genug, daß der Hüter der Ordnung den Bräutigam für einen Dieb hielt und ihn mit zur nächsten Polizeiwache nahm. Hier verbrachte der Unglückliche eine fürchterliche Nacht und einen beinahe noch schrecklicheren Morgen, denn inzwischen rückte die für die Trauung bestimmte Stunde heran, und er saß auf der Polizeiwache, ohne seiner Lucia auch nur Nachricht von seinem Geschick geben zu können. Diese lag inzwischen in ihrem Hochzeitsstaat verzweifelt in einem Sessel und vergoß bittere Tränen. Stundenlang wartete sie, aber ihr Renzo erschien nicht. Die Hochzeitsgäste waren versammelt; man wußte gar nicht mehr, wie man den Aufschub erklären sollte, und nach einigen Stunden vergeblichen Harrens blieb nicht weiter übrig, als den Pfarrer davon in Kenntnis zu setzen, daß die Hochzeit wegen Unauffindbarkeit des Hauptbeteiligten nicht stattfinden könne. Die Gäste gingen aufgeregt wieder nach Hause, die Angehörigen blieben zurück, um die verzweifelte Braut zu trösten. Plötzlich öffnete sich die Tür, und auf der Schwelle erschien — der Vermißte, ungewaschen und unrasiert, unter dem Arm ein großes Paket, in dem sich der neue Anzug befand. Renzo hat aber schwören müssen, nie wieder auf eine fahrende Straßenbahn zu springen.

*

*** Fingerabdruck eines Jenseitigen.** Bei dem gewiß nicht unberechtigten Zweifel, mit dem jeder nüchtern Denkende den Wesen aus dem Jenseits gegenübertritt, sind zur Prüfung der behaupteten Identität die üblichen Erkennungszeichen, Unterschrift und Fingerabdruck, erwünscht. Dergleichen sind als große Raritäten vorhanden. In letzter Zeit ist es gelungen, einen solchen Fingerabdruck auf Wachs durch den internationalen polizeilichen Erkennungsdienst prüfen zu lassen. Wie der Bostoner Forscher Crandon mitteilt, erhielt er mit dem Medium Margery Fingerabdrücke ihres vor fünfzehn Jahren verstorbenen Bruders, die mit keinem anderen Abdruck identifiziert werden konnten als mit den auf seinem Rasiermessergriff noch erhaltenen Daumenspuren.



Lustige Rundschau



Deutlicher Brief.

„Sehr geehrter Herr!

Wer hat mit mir gewettet, ob Tunney oder Dempsey siegen würde?

Sie!

Wer hat mir versprochen, im Falle der Niederlage Dempseys zehn Mark zu bezahlen?

Sie!

Wer hat sein Wort nicht gehalten, nun, nachdem Tunney gesiegt hat?

Sie!

Wer ist ein ganz gemeiner Gauner?

Anton Schieberramsch."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.